

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 11 (1943-1944)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Wozu Bachofen?  
**Autor:** Kerényi, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-759466>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 12.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Wozu Bachofen?

Von Karl Kerényi

## II.

„Ich bin fürs ganze Leben reicher geworden, ohne doch eine einzige unbekannte Inschrift mit nach Hause gebracht zu haben“ — sagt Bachofen von seiner griechischen Reise mit einer deutlichen Anspielung auf den Inschriftensammler Mommsen. Seine Begegnung mit Griechenland hatte einen ganz anderen Charakter: einen durchaus persönlichen und bezog sich nicht auf Teile oder Einzelheiten, sondern auf das Ganze und Wesentliche. So können nur Erkenntnisse, die auch das Ganze oder doch das Wesentliche betreffen, nicht aber Einzeldeutungen bestätigt werden — bestätigt, falls man solche Erkenntnisse mitbringt und auf klassischem Boden das Wiedererkennen des einmal schon Erkannten erlebt. Das war der Fall Bachofens. Der Beweis der wissenschaftlichen Richtigkeit seines Erlebnisses lässt sich nie durch das Aufzeigen von Uebereinstimmungen mit Greifbarkeiten erbringen, sondern nur durch das Mitmachen des Wiedererkennens, dessen erste Bedingung ist: dieselbe erste Erkenntnis zu haben. Da es sich hier in der Tat um eine erste Erkenntnis im Sinne einer menschlichen Urerkenntnis als der Grundlage von Bachofens Auffassung von der ganzen Antike handelt, ist dies auch möglich. Werden wir uns vor allem nur dessen bewusst, dass wir jene Urerkenntnis auch haben: das menschliche Wissen um ein uranfängliches Glück, an dem wir alle teilhatten... Man hat auf dieses Wissen metaphysische Lehren und psychologische Heilverfahren aufgebaut: Bachofen sucht das Verständnis der Antike von ihm aus.

Er drückt es am Anfang seiner Schilderung der ältesten Völkerbewegungen in Italien (Gesammelte Werke I) so aus, dass Gott das Glück goldener Zeiten keinem seiner Völker verweigert haben kann. Zur Urerkenntnis passt die mythologische Ausdrucksweise am besten: hier die „goldene Zeit“. Bachofen bleibt insofern bei der christlichen Lehre von dieser Urzeit, als er die Ursprungssituation, auf die sich jene

Urerkenntnis bezieht, als Nähe des alleinigen Gottes fasst. Schreibt er dem glücklichen Zustand in dieser Ursituation auch Bewusstsein zu, wie er dies in seinem griechischen Reisetagebuch tut, (erinnern wir uns an seine Aufzeichnungen während der Uebernachtung in Megara!) so muss er folgerichtig auch einen Urmonotheismus annehmen. „Wieviele der Götter begegnen uns hier. Ja wie vielgestaltig, und wie mit manchen Beinamen tritt ein und derselbe Gott auf. Und doch hat in ihnen allen das Altertum, gleich uns, nur eine Gottheit angebetet. Siehe näher zu, und du wirst in jeder der polytheistischen Göttergestalten den Monotheismus finden. Im Grunde genommen liegt in jedem der Gebilde die ganze Fülle der Gottheit zur Einheit gestaltet vor uns“. Diese Worte stehen in der ausgearbeiteten Reisebeschreibung, zum Gebrauch einer „befreundeten Familie“, während es in der autobiographischen Skizze mit einer freieren Ausdrucksweise heisst: „In allen hohen Dingen dachten die ältesten Menschen richtig und gross, wie man es von denen zu erwarten berechtigt ist, die ihrem ewigen Ursprung noch nahe stehen“.

So wird jene Situation angegeben, von der aus für Bachofen das Wesentliche an der Antike verständlich wird. Er geht davon aus, dass das Altertum dem einmaligen Schöpfungsakt Gottes näher steht als wir. Das römische Altertum, ja schon das Homerische, erschien freilich auch ihm als etwas verhältnismässig Modernes, „der Schlusstein einer tausendjährigen Kultur“. Er macht auch einen entscheidenden Unterschied zwischen der „Jugendfrische der ersten Existenz“ und dem späten Altertum (Gräbersymbolik). Es will ihm aber scheinen, als wäre es „der frühere Mensch“ überhaupt, der „das Gefühl seines erhabenen Ursprungs noch fester bewahrend, in allen Dingen weniger den Augenblick als die Ewigkeit berücksichtigt, und es darum vermocht habe, allen seinen Werken das Gepräge der Unsterblichkeit aufzudrücken“. Doch bleiben Griechen und Römer nicht bloss mit dem Gefühl in der Nähe jenes „erhabenen Ursprungs“. Er ist eben der „ewige Ursprung“, der antike Mensch bewahrt seine Verbindung mit ihm durch sein eigenes, in der Form des Staates verwirklichtes Dasein, welches die Vollkommenheit des Urzustandes gewissermassen fortsetzt oder doch fortsetzen sollte. Diese Ueberzeugung Bachofens

steht schon in seiner Antrittsrede fest und bleibt sein politisches Ideal. „Dem Altertum war im Staate alles enthalten; die Religion selbst hatte keine von ihm gesonderte, unabhängige Existenz. Diesen Glauben hat sich das Altertum wohl aus den ersten Zeiten des Geschlechts erhalten und uns in demselben einen Beleg für die Wahrheit übermacht, dass der Anfang der Zeiten keinen staats- und rechtslosen Zustand in seinem Schosse barg, sondern Mensch und Staat in vollkommener Durchdringung und höchster Harmonie zeigte... Der Staat ist also der innersten Natur des Menschen selbst entnommen. Er ist nicht Erfindung eines verdorbenen Geschlechts, nicht der Deckmantel unserer Schadhaftigkeit; er ist vielmehr die Verkörperung der besseren Menschennatur; nicht ein Damm gegen grösseren Verfall, sondern die Verbrüderung zur Erreichung der höchsten Zwecke, eine Vereinigung aller bessern Kräfte in jeder Wissenschaft, jeder Kunst, jeder Tugend, jeder Vollen- dung! Da aber das Ziel einer solchen Verbrüderung nicht in einer Generation, nicht in vielen erreicht werden kann, so ist der Staat nicht bloss die Verbrüderung der lebenden Menschen, sondern der Lebenden und der Toten und derer, die noch geboren werden! — Jeder einzelne Staat ist ferner bloss eine teilweise Verbrüderung der ganzen Menschheit, ein Glied zur Bildung der grossen Kette, welche die niedern mit den höhern Naturen, die sichtbare mit der unsichtbaren Welt verbindet!”

Die Tatsache, dass diese Staatslehre Bachofens sich in wesentlichen Punkten wörtlich an diejenige von Edmund Burke anlehnt<sup>2)</sup>, zeigt nur, dass er eine Idee, die ihm menschlich ebenso unmittelbar eigen ist, wie jenem englischen Gegner der französischen Revolution, in der antiken Form des menschlichen Daseins wiedererkennt. Kein Historiker wird sagen, dass dieses Idealbild eines archaischen Staates in seinen allgemeinen Zügen aus antikem Gesichtspunkte falsch gezeichnet wäre. Man wird den Sinn Bachofens gerade für diese Form der menschlichen Existenz nicht leugnen dürfen. Wie unmodern bleibt er, wie archaisch — gerade auch von den modernsten Staatstheorien aus gesehen — wenn er in seinen politischen Betrachtungen (Gesammelte Werke I) in christlicher Ausdrucksweise „Ueber

---

<sup>2)</sup> Erwiesen durch H. Barth, Neue Zürcher Zeitung 28. 4. 1943.

die Liebe in den bürgerlichen Verhältnissen" spricht! Welch eine mütterliche Seele offenbart sich bereits in dieser, einem ganz engen Freundeskreis zugedachten, privaten Schrift! Bachofen ist in der Situation der Ursprungsnähe, im nächstbesten Zustand nach dem anfänglichen Glück, dermassen heimisch, wie kein anderer Kenner des Altertums. Den Grund seiner Zuständigkeit gibt er selbst in zwei axiomatischen Bemerkungen an. Die eine steht in dem ausgearbeiteten griechischen Tagebuch: „Kraft zur Gestaltung haben immer nur ganz kleine Genossenschaften. Mitten in einer ungeheuren Masse kann sich niemand bewegen, das Massenhafte liebt der frische Geist nie. Ist aber das Leben in den einzelnen Organismen abgestorben, dann gebührt ihnen der Friede des gemeinsamen Grabes, und das ist Rom der alten Welt geworden, durch Zeus ewigen Ratschluss. Wer wird es der unsrigen sein?" Und wir lesen in seiner selbstbiographischen Skizze: „Festgewurzelt steht man nur im heimatlichen Boden. Die grossen Erfahrungen des Lebens können nur da gemacht werden, denn die Geschicke der Familien und Staaten vollenden sich nicht in einem Leben, sondern nur in einer ganzen Reihe aufeinanderfolgender Geschlechter".

So spricht der aristokratische Bürger der reichen und freien Stadt Basel, wo alle Essenzen der Hochkulturen Europas in den Bibliothekszimmern, den Kunstsammlungen der Familien und den Kellergewölben voll edelster Weine das geheime Glühen eines versuchungsvollen geistigen Lebens unter der Asche eines grauen Daseins nähren.. Keine Ursprungsnähe mehr und doch auch von dieser etwas in der unendlich vielschichtigen, in den intimsten Augenblicken bis zu den tiefsten Tiefen durchleuchteten patrizischen Bürgerkultur.. Ein komplexer und feiner „Organismus" ist es, dessen Erfahrungen Bachofen nach den Gräber- und Trümmerfeldern klassischer Landschaften mitbringt, um die Mysterien seltsamer Wiedererinnerungen zu feiern. Der verdienstvolle Herausgeber der zweiten Auflage der „Gräbersymbolik", der Basler C. A. Bernoulli, weist in seiner Vorrede darauf hin, dass das alte Basel, auch ausserhalb der Pfalz mit ihrem Kreuzgang eine Stadt voller Gräber war: „Vielfach waren die alten Stadtkirchen noch von ihren Gemeindekirchhöfen umgeben oder enthielten solche in ihrem Choranbau.

In den Winkeln der Stadtumwallung oder an den Wangen alter Tore zogen sich tiefeingesunkene Gottesäcker hin mit efeuersticktem, halbwegs einfallendem Mauerwerk, das die unsägliche Stimmung trostvoller Vergänglichkeit unvergesslich einfriedete". Und doch stammt Bachofens entscheidendste Lebenserfahrung — und zugleich Todeserfahrung: „Denn diese beiden Begriffe, Leben und Tod, gehören zusammen, ja, es kann keiner ohne den andern gedacht werden" (Griechische Reise) — nicht aus seiner Vaterstadt, sondern vom Boden seiner „geistigen Heimat", aus Rom. Da erlebte er die Bestätigung seines eigenen ererbten Wissens, das Auflodern des mitgebrachten Funkens jener Urerkenntnis, die er in seinen grossen Büchern zeigen und im Aschenberg einer humanistisch-altbaslerischen Riesengelehrsamkeit wiederum gewissermassen verheimlichen wird.

\*

Der Historiker, der in den Gesammelten Werken die „Aeltesten Völkerbewegungen" wieder herausgab, mochte unangenehm genug davon berührt sein, dass da nach der gläubigen Erwähnung der goldenen Urzeiten eine Auslassung gegen die kritische Behandlung der antiken Tradition überhaupt folgt: „Ueberlieferungen, die beinahe zu dem Anfang der Dinge hinaufsteigen, dem Masstab gewöhnlicher Glaubwürdigkeit zu unterwerfen, ist Torheit; sie anzufechten, fehlt jeder Anhaltspunkt. Nicht darauf, vielmehr auf die Bewahrheitung ist die Forschung zu richten; nur eine solche verspricht Gewinn. Wo in grossen Schicksalen der Finger des Allmächtigen sich deutlicher kundgibt als sonst, da ist unverdorbenen Geschlechtern die lebendige Wechselwirkung von Himmel und Erde inniger Glaube und auch den grössten Geschichtsschreibern des Altertums kein Aergernis". Unwillig bemerkt der Herausgeber: „Abgesehen davon, dass es sich bei den fraglichen Völkerbewegungen nicht um ‚den Anfang der Dinge' handelt, beruht dieser Einwand auf einer Verkennung der von Niebuhr begründeten kritischen Forschung, die ja nicht auf Entwertung des Ueberlieferten abzielt, sondern Einsicht in sein Zustandekommen gewinnen will". Für Bachofen aber ist nichts so wichtig als gerade ‚der Anfang der Dinge'. Als einer, der

gleichsam noch den Nachgeschmack der Süsse des Urzustandes in seinem Munde hat, glaubt er fest an die Möglichkeit eines ununterbrochenen Zusammenhangs mit dem Uranfang. Dadurch wird seine Wertung der Tradition bestimmt. Die Ueberlieferungen von den göttlichen Ursprüngen Roms und der antiken Staaten sind ihm dazu da, um über ihre Ursprungsnähe hinauszugelangen: in der Richtung nach dem „ewigen Ursprung“ hin. Hier ist ihm — das sagt er in der Einleitung zum „Mutterrecht“ ausdrücklich — Mythologie ebenso recht wie Geschichte. Da ihm „die zuverlässigste, der Fälschung am wenigsten ausgesetzte Art der Tradition“ die religiöse ist, tritt er ihr, wo sie wenigstens die äussere Form einer historischen Erzählung aufweist, mit einem absoluten Wortglauben entgegen. Wo dies nicht der Fall ist, versucht er ihre besondere Sprache zu verstehen. Dazu benützt er die Hilfe jener besonderen Gruppe der Monumente, die seiner Ueberzeugung nach in eine noch ältere Periode zurückreicht, als das antike Staatswesen: nämlich das Grabwesen.

Bachofens theoretische Ueberzeugung kann man wiederum am besten durch seine selbstbiographische Rückschau kennenlernen. Er weist darauf hin, Gräber seien nomadischen Zuständen das erste und einzige Feste, wie denn auch Agathyrus der Skythe, bei Herodot, dem Darius erklärte, zum Stehen werde er seine Nomaden erst dann bringen, wenn er ihre Gräber angreife. Für Tote habe man eher gebaut als für Lebende. Nur glaube man nicht, dass Bachofen zu solcher Ueberzeugung durch chronologische Untersuchungen über das Alter der ihm bekannt gewordenen Gräber gelangt sei. Es liegt da vielmehr die Begegnung der Begegnungen zugrunde, das Zusammenreffen dessen, was Bachofens Genialität von Mütterlichkeit, von urzeitlicher Liebe und anfänglichem Glück enthält, mit dem was ein antikes Grab vom zeitlosen Stoff des Lebens und des Todes, ihrer Vorbedingungen zu jeder Zeit, vergegenwärtigt. Dieser Stoff, das Hauptthema aller grossen symboldeutenden Werke Bachofens, ist, wenn auch nicht der „ewige Ursprung“, den er als den Schöpfer von der Schöpfung trennt, so doch zeitloser Ursprung und gehört zu derselben Kategorie der Denkbaren, wie die „letzten Dinge“ in der Fassung eines bekannten Basler Theologen unserer Tage.

„Von Endgeschichte, von Endzeit würde nur der reden, der vom Ende der Geschichte, vom Ende der Zeit reden würde. Aber wiederum von ihrem Ende, so grundsätzlich, so schlechthin verstanden, von einer Wirklichkeit so radikal überlegen allem Geschehen und aller Zeitlichkeit, dass er, indem er von der Endlichkeit der Geschichte, von der Endlichkeit der Zeit redete, zugleich von dem reden würde, was alle Zeit und alles, was in der Zeit geschieht, begründet. Endgeschichte müsste für ihn gleichbedeutend sein mit Urgeschichte, die Grenze der Zeit, von der er redet, müsste die Grenze aller und jeder Zeit, und damit notwendig der Ursprung der Zeit sein.“ So kommt man — beispielsweise — im Gedanken über die Zeitlichkeit des Ursprungs hinaus<sup>3)</sup>. Nur geht es bei Bachofen weder um das Denken, noch um das Greifen, sondern eben um die Begegnung mit dem realen Kern des antiken Daseins, um jenen kürzeren Weg der Erkenntnis, von dem er gelegentlich seines Besuchs der Gräberstädte in der Rückschau sagt, er werde mit der Kraft und Schnelligkeit der Elektrizität durchschritten. Er sei der Weg jener besonderen Art der Phantasie, „welche, von der unmittelbaren Berührung mit den alten Resten angeregt, ohne Mittelglieder das Wahre wie mit einem Schlage erfasst“. Nicht das geschichtlich sondern nur das zeitlos Wahre kann auf diese Weise erfasst werden, die dem Dasein zugrundeliegende Idee. Zu ihr findet Bachofen durch die antiken Gräber seinen Zugang unmittelbar und braucht kein Medium zwischen dem Anfänglichen und sich selber aufzuweisen.

Das Anfängliche — als Zustand gefasst der glückliche Urzustand, als Stoff der Grundstoff des Lebens und des Todes — bleibt wortlos, sein einzig adäquater Ausdruck ist das Symbol. „In den Gräbern hat sich das Symbol gebildet, jedenfalls auch am längsten erhalten, — so lesen wir in der eben zitierten selbstbiographischen Schrift. — Was am Grabe gedacht, empfunden, still gebetet wird, das kann kein Wort aussprechen, sondern nur das in ewig gleichem Ernste ruhende Symbol ahnungsreich andeuten. Durch und durch war das Altertum symbolisch, am längsten und tiefsten in seiner Kunst. Dass

---

<sup>3)</sup> K. Barth: Die Auferstehung der Toten, München 1924, S. 58.

die Römer aus ihrem Rechtsleben die Symbolik entfernt, zeigt, wie jung sie sind der tausendjährigen Kultur des Ostens und selbst Italiens gegenüber, rechtfertigt aber noch lange nicht, sie als Rationalisten zu bezeichnen, wie Mommsen das in seiner Religion und in seinem Altertum so tief und fest gegründete Volk mit frevelhaftem Ausdrucke benennt". Damit stellt Bachofen zwei Stufen der Ursprungsnähe auf: die spätere des Staatswesens und die frühere des Grabwesens. Er vergisst dabei auch der Kunst nicht ganz. „Philologie ohne Umgang mit den Kunstwerken bleibt ein lebloses Skelett" — dieses wahre Wort stammt von ihm. Er selbst aber bleibt mit seinem Erleben und Nachdenken innerhalb jenes Urstoffes, aus dem, wie jedes Geistige, so auch die ewigen Werke der Kunst hervortreten. Bei der Begegnung überspringt sein Sinn wegen des göttlichen Ideengehaltes die Gestaltung. Beim Besuch etruskischer Gräber in öden, abgelegenen Gegenden wird er eben dieser Entdeckerfreude teilhaftig: des Wiedererkennens des einmal Gekannten und Verlorenen, sei es Idee — oder Glück.

Die Idee ist in der nie ganz zu übersetzenden Symbolik der antiken Gräber wortlos da. Und das Glück? Wir kommen damit zu jener unsagbaren Wärme der Gräberstimmung auf klassischem Boden, von welcher kein Gottesacker nördlicherer Gegenden eine Ahnung erwecken kann. „Castel d'Asso, Norchia, Bieda, Toscanella, Corneto — so berichtet Bachofen über die etruskischen Gräberstädte — erregen nicht die traurigen Gefühle wie neuere Stätten menschlicher Vergänglichkeit. Gleichwie an die Ruinen Roms knüpft sich auch an jene nur der Gedanke des endlich notwendigen Aufhörens aller menschlichen Dinge. Kein schmerzliches Gefühl mischt sich in die Betrachtung des natürlichen Ganges der Entwicklung." Es sind nun aber gerade auch Bilder des natürlichen Ganges der Lebensentstehung, welche den Betrachter an den Wänden der Grabgebäude begrüßen. Nicht nur die Symbole der Zeugung. Von drei Gemälden des Columbariums in der Villa Pamfili, dessen Besuch, während seines ersten Jugendaufenthaltes in Rom von Bachofen oft wiederholt, den grössten Eindruck auf ihn machte, schreibt er in der „Gräbersymbolik": ihr besonderer Verschluss im Münchener Antiquarium sei rätlich gewesen. Neben tiefsinnig kontemplativen Szenen erscheinen da

grob sinnliche Darstellungen. Und dann die Rolle der Wasserpflanzen und Sumpfvögel: die Andeutungen eines Daseins in tiefster, sumpfiger Stofflichkeit, und zugleich der umfassenden Gegenwart des Höheren, des Himmels! Der Glanz des sich zum Tode erzeugenden und durch denselben Tod in die Ewigkeit einmündenden Lebens dringt da überall durch. Wenn gleich an späten Denkmälern, ist all das für Bachofen Zeugnis des Anfänglichen.

Wäre dieses Anfängliche für Bachofen nur jene göttliche Idee des Urlebens gewesen, die sich im antiken Dasein, immer geistiger werdend, entfaltete, doch so, dass sie gleichsam ein glühender Kern unter der kühlen Oberfläche jede Schöpfung des Altertums durchwärmte: so hätte er damit schon die Ursprünglichkeit der griechischen und römischen Klassik fassbar und von jeder späteren Klassik unterscheidbar gemacht. Für ihn war indessen der „ewige Ursprung“, wie er dies in seiner Autobiographie betont, der „ausserweltliche Schöpfer“, seine Schöpfung aber nicht ausserzeitlich, sondern das Anfängliche bereits Zeitliches: es war für ihn das Schöpfungszeitliche. Um zu diesem Schöpfungszeitlichen, diesem zeitlich Ursprungs nächsten zu gelangen brauchte er doch Medien. Nicht bloss eine wörtlich geglaubte geschichtliche Tradition, die beinahe an den Anfang der Dinge hinaufreichte, sondern auch eine überlieferte Lehre vom göttlichen Sinn des Lebens. So wurden bei ihm die Symbole zu gewählten Zeichen für die vom Menschen im Denken über das Leben und die Dinge der Natur erkannten Ideen. Sie sind deshalb für Bachofen auch übersetzbar — wenn ein Wort, wie „Stoff“ wirklich als Uebersetzung der dem Sumpfleben entnommenen Urbilder, der Symbolen des Urlebens gelten darf. Und es musste zwischen der gesetzlosen Promiskuität jenes Sumpflebens und dem patriarchalen Staatswesen des uns bekannten Altertums ein ganzes Zeitalter aus der Tradition herausgedeutet werden: das Zeitalter des urlebenswarmen und doch geregelten Glücks — des „Mutterrechts“. Ein Beweis der Fähigkeit Bachofens aus der wahrlich mütterlichen Tiefe seiner Menschlichkeit heraus dem Realen zu begegnen ist die Bestätigung, die seine Herausdeutung durch Parallelen der Völkerkunde erfahren hat, und die Konkretisierung seines Fun-

des durch die Beobachtungen grosser Ethnologen wie Leo Frobenius und Bronislaw Malinowski. Allerdings nicht, wie Bachofen annahm, als eine endgültig überwundene Erscheinung der Urzeit, sondern als eine zeitlose Form unter den anderen zeitlosen Formen des menschlichen Daseins.

\*

Wozu Bachofen? Wie unmöglich erscheint diese Frage, sobald hinter diesem Namen kein Handbuch zum Gebrauch geistgegnerischer Dunkelmänner, sondern die aristokratische Persönlichkeit eines kindlich-mütterlichen Genius erscheint, der ins Lebendigste zu dringen vermag ohne sich vom Geistigsten abzuwenden. „Es muss die Zeit kommen, in welcher der Gelehrte seine Studien über ihr Verhältnis zu den höchsten Dingen ernstlich zur Rede stellt und sie hierzu in eine richtige Stellung bringt“: so schreibt er in seiner selbstbiographischen Rückschau vor der „Gräbersymbolik“ und dem „Mutterrecht“. In seinem Sinne dürfte, „wenn die materielle Richtung, welche die Welt nimmt, zur Herrschaft gelangt, die Wissenschaft wieder ein Priestertum werden, das, staatlicher Unterstützung entbehrend, zu Privatmitteln und Privattätigkeit jeder Art seine Zuflucht nehmen muss. Dann erst wird es möglich sein, jenes Ideal (das Ideal eines wahren Humanismus) zu verwirklichen und dem literarischen Proletariat mit allen übeln Folgen, die daran hängen, erfolgreich an die Wurzel zu gehen“. Ein Kennzeichen solches literarischen Proletariats ist eben: auch die feinsten und einzigartigsten Offenbarungen des Geistes mit groben Schlagwörtern, wie der „Vitalismus“ einer ist, zu fassen, um dann für oder gegen derartige selbstgemachte Schemen kämpfend sich zu behaupten. Durch dieses Verfahren verteidigt sich geistige Minderwertigkeit gegen die Grossen, die ihr wesentlich unfassbar bleiben. Dies wurde auch Bachofen nicht erspart.

Es ist sogar zu befürchten, dass dieser Art des einseitigen Umgehens mit Bachofens geistigem Erbe auch die Gesamtausgabe kein Ende setzen wird. Die Deutungen, welche, von der Lebensbahn des Deutenden aus gesehen, nur die Marksteine eines einmaligen geistigen Weges sind, werden allzuleicht stofflich,

als Bausteine, betrachtet, ausgewählt, benützt oder verworfen, obwohl es nicht auf sie ankommt, sondern auf den Weg selbst, auf die Bewegung in der Ruinenlandschaft, genannt: antike Tradition, auf die Berührung mit ihr als Stoff. So meint es auch Bachofen, wenn er sagt — um noch einmal seine Autobiographie zu zitieren — er anerkenne in allen Dingen allein den Stoff als Lehrmeister. Der eigentliche Weg-Weiser ist er selber, der Vor-Gänger, nicht etwa jene Marksteine. Den Weg aber, den er weist, muss man von Anfang an selbst gehen. Ein Weg der Begegnungen ist keine immer wieder anwendbare „Methode“, wie man den wissenschaftlichen „Weg“ griechisch nennt, kein Weg der von anderen für uns endgültig festgesetzt wurde, und doch ist er so lehrreich, wie nur der Weg eines wahren Einzelgängers in seiner individuellen Unwiederholbarkeit sein kann. Bachofens Fahrt zu den „Müttern“ verfolgen bedeutet noch nicht, diese Reise auch machen. Es ist aber schon viel, ihn — ehe wir den eigenen Weg betreten — begleiten zu können.

Ich schliesse mit einem Bekenntnis. Ich bin den Herausgebern der gesammelten Werke ungemein dankbar, dies wenigstens *nel mezzo del cammin*, den ich als eigenen Weg zurückgelegt habe, tun zu dürfen. Wenn die neue Ausgabe leider auch nicht ganz auf Bachofens persönlichen Weg eingestellt ist und auf den ersten Band — nach dem Plan — nicht die Reiseaufzeichnungen aus Griechenland und Südetrurien mit der Autobiographie folgen lässt, wie es chronologisch richtig wäre, sondern sogleich das „Mutterrecht“, so genießt man doch endlich ungestört das Wehen eines Geistes, welches nicht zum Treiben der Mühlen anderer — auch nicht unserer eigenen — eingefangen werden kann. Während meiner Studienzeit war Bachofen einem jungen Philologen unbenannt und unbekannt. Dem Altertumsforscher, der seinen Weg mittels der Ergebnisse der kritisch-historischen Schule — sie prüfend und mit dem Stoff vergleichend — suchen musste, konnte er, obschon gelesen, wenig helfen und keine der eigenen Begegnungen mit den Realitäten der antiken Welt ersetzen. Die Begegnung mit dem echten und ganzen Bachofen aber darf zu den wichtigsten Begegnungen eines Lebens gerechnet werden. Sie steht über jeder Brauchbarkeit und jedem Wozu und

ist doch ein froher Gewinn dem, der sie mit verehrender Liebe zu diesem menschlichen Menschen unter den grössten Gelehrten in sich bewahrt. So erst wirkt Bachofen als Vorbereiter einer wirklich humanen Wissenschaft von dem antiken Menschen und dem Menschen überhaupt.

#### Berichtigung

Der erste Teil dieses Aufsatzes erschien im Oktoberheft S. 345—353. Der erste Satz nach dem grossen Zitat S. 352, soll richtig lauten: „Im Bilde des Faun empfing Bachofen die Idee, in Megara den Seinsgrund des antiken Daseins von den mit Hingabe erlebten Resten des Altertums unmittelbar, er erlitt sie als Gehalt des eigenen Schicksals: mit solchen persönlichsten Erfahrungen steht dieser Hellaspilger in den ursprünglichsten Zeilen seines Tagebuchs vor uns“.